

Miriam Gebhardt, Die Angst vor dem kindlichen Tyrannen. Eine Geschichte der Erziehung im 20. Jahrhundert, Deutsche Verlags-Anstalt, München 2009, 330 S., geb., 24,95 €.

Der Aufstieg humanwissenschaftlicher Experten, die über eine Reform der Familie und der Kindheit zu einer besseren Gesellschaftsordnung gelangen wollten, stellt ein zentrales Moment der Bildungs- und Familiengeschichte des 20. Jahrhunderts dar. Miriam Gebhardt fragt in ihrer auf einer Konstanzer Habilitationsschrift beruhenden Studie zur frühkindlichen Erziehung im 20. Jahrhundert nach den Inhalten des Expertendiskurses über den angemessenen Umgang mit Säuglingen und Kleinkindern und nach seinen Auswirkungen auf die familiäre Erziehungspraxis. Sie will damit nicht nur gegenwärtige Debatten über frühkindliche Förderung historisieren, sondern auch neue Aufschlüsse über den langfristigen Wandel von Familie und Gesellschaft geben, wobei der nationalsozialistischen Zeit und ihren Nachwirkungen das Hauptinteresse gilt.

Gebhardt wendet sich mit guten Argumenten gegen die These einer linearen Liberalisierung von Erziehungsstilen als Ergebnis einer fortschreitenden wissenschaftlichen Erkenntnis der Kindernatur und einer Verwissenschaftlichung von Erziehung. Vielmehr stellt sie besonders die bedenklichen Konsequenzen des Aufstiegs neuer Kindheitsexperten heraus, die als Vertreter vermeintlich empirisch gesicherten Wissens eine gesellschaftliche Vorrangstellung in Erziehungsfragen gegenüber den Eltern beanspruchten, sich der Historizität ihrer eigenen normativen Vorgaben bis in die Gegenwart jedoch selten bewusst wurden. Die Erziehungsmoderne des 20. Jahrhunderts, wie sie in Gebhardts wichtiger Studie geschildert wird, war nicht nur durch eine stärkere Hinwendung zum Kind gekennzeichnet, sondern auch durch neue und mächtige Eingriffsversuche in die Familien und in Kindheit mit dem Ziel ihrer Einpassung in übergeordnete Gesellschaftsentwürfe. In ihrem zeitlich weit ausgreifenden Ansatz grenzt sich die Autorin besonders von einer psychoanalytisch inspirierten Sozialisationsgeschichte ab, wie sie sich in Deutschland insbesondere in den Forschungen zur Generationengeschichte der Kriegskinder des Zweiten Weltkriegs entfaltet hat. Gegen diese Forschungsrichtung betont Gebhardt die lange Dauer von Erziehungsnormen und Erziehungspraktiken über Generationswechsel hinweg. Ihre Argumentation stützt sich dabei nicht nur auf normative Vorgaben, wie sie Elternratgeber seit dem frühen 20. Jahrhundert formulierten, sondern gebraucht mit Elterntagebüchern eine bisher kaum benutzte Quellengattung, die Aufschlüsse über Erziehungspraktiken in bildungsbürgerlichen Familien gibt. Diese Elterntagebücher hat die Autorin zum großen Teil über Zeitungsannoncen selbst aufgespürt und für die Wissenschaft erstmalig erschlossen.

Auf der Grundlage ihrer Quellen kommt Gebhardt zu einer erziehungshistorischen Periodisierung des 20. Jahrhunderts, die sich insbesondere durch zwei Neuerungen auszeichnet. Erstens bettet sie die Erziehungsdebatten im Nationalsozialismus in breite internationale wissenschaftliche Diskussionen seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert ein, und zweitens argumentiert sie gegen die These, dass das Jahr 1945 eine sozialisationshistorische Zäsur und den Ausgangspunkt einer liberalen Erziehungsreform in den Familien bilde. In ihrer Dreiteilung des Jahrhunderts in eine Phase bis 1930, einer Phase von 1930 bis in die 1970er Jahre und einer neuen Phase ab etwa 1980, in denen sich jeweils das Verhältnis von Ratgebern und ihrer Rezeption in den Familien veränderte, schließt sie sich implizit an neuere Periodisierungsvorschläge an, welche eine industriegesellschaftliche „Hochmoderne“ von einer Postmoderne unterscheiden.

Die erste, sich vom Ausgang des 19. Jahrhunderts bis etwa 1930 erstreckende Etappe der Debatten über frühkindliche Erziehung war gekennzeichnet durch eine Diskrepanz von neuem Expertenwissen und der Erziehungspraxis in den Familien. Seit dem Ausgang des 19. Jahrhunderts entwarfen oft medizinisch gebildete Erziehungsexperten ein neues naturwissenschaftlich-psychologisches Bild vom Kind und leiteten daraus weitreichende Forderungen nach einer auf neue Weise methodisch-

kontrollierenden Erziehung. Der kontrollierende Druck auf Eltern wuchs. Demgegenüber war die Erziehungspraxis in den Familien noch kaum von den neuen Expertendiskursen beeinflusst. Es überwog weiterhin eine „bürgerliche“ Erziehung, die auf die Vermittlung bürgerlicher Werte und bürgerlicher Repräsentation ausgerichtet war. Entgegen einer populären Ansicht dominierte im Kaiserreich dabei keineswegs eine autoritäre Gehorsamerziehung. Vielmehr lassen die, allerdings nur vereinzelt greifbaren Elterntagebücher eine Bandbreite an Erziehungsstilen erkennen, die auch an Traditionen der Romantik anschließende Positionen einer innigen Beziehungssuche zum Kind umfassten.

Besonders gelungen ist die Analyse der Debatten über frühkindliche Sozialisation im Nationalsozialismus und ihrem Weiterwirken nach 1945. Mit Johanna Haarer und Hildegard Hetzer erlangten zwei Autorinnen in den 1930er Jahren einen kaum zu überschätzenden Einfluss, die in der „Lebensbesserung“ das wichtigste Erziehungsziel für das Kleinkind sahen, zu dessen Erreichen insbesondere die Mütter einen aufopferungsvollen und systematischen Kampf gegen die Triebnatur ihrer Kinder zu führen hatten. Die Autorin beschreibt überzeugend die Verflechtungen von nationalsozialistischen Gesellschaftsentwürfen und den internationalen Kindheitsdebatten. Sie erkennt keine spezifisch deutsche Tradition der Gehorsamerziehung, die nationalsozialistischen Erziehungsdebatten erscheinen vielmehr als Varianten internationaler Expertendiskurse, die wesentlich auf einer darwinistischen Anthropologie aufbauten. Das Spezifikum der Erziehungsdebatten im Nationalsozialismus lag denn auch weniger in Forderungen der Aufzucht gesunder, durchsetzungsfähiger Kinder als Verpflichtung gegenüber der Volksgemeinschaft, als vielmehr im Fehlen alternativer Ansätze und in Tendenzen einer antirationalen Überhöhung von Gefühl und Empfinden in der Erziehung. Die Ratgeber der 1930er Jahre entwickelten dabei eine neue, besondere Wirkungsmacht, weil die Nachfrage nach Expertenwissen aufseiten der Eltern seit den 1920er Jahren rasch anstieg. Erstmals in der deutschen Geschichte rezipierten Eltern auf breiter Front die neuen Erziehungsratschläge.

Nach 1945 verloren die rationalistisch-kontrollierenden Sozialisationsmodelle – auch in der DDR – kaum an Dominanz, sondern bestimmten weiterhin die Auffassungen eines richtigen Umgangs mit Kleinkindern. Erst in den 1960er Jahren pluralisierte sich mit der Rezeption liberaler Sozialisationsmodelle aus den USA allmählich die Debatte. Aber erst am Ende der 1970er Jahre fanden diese liberalen Ansätze sowie neue expertenkritische Positionen eine größere gesellschaftliche Resonanz. Eng verbunden mit neuen Anforderungen der postindustriellen Gesellschaften an das Individuum popularisierte eine neue Generation von Experten ein Bild des Kleinkinds als umweltoffen und interaktiv sowie ein neues Leitbild „natürlicher“ Erziehung. Allerdings zeichnete sich auch dieses neue Leitmodell durch grundlegende Ambivalenzen aus, insofern die Anforderungen an die Eltern stark stiegen und „Natürlichkeit“ als Ergebnis einer konstanten Selbstbeobachtung und Selbsterziehung der Eltern aufwendig erlernt werden musste.

Gebhardt erklärt auf überzeugende Weise den Wandel frühkindlicher Sozialisation im vergangenen Jahrhundert. Angesichts der Bandbreite der Arbeit ist es unausweichlich, dass nicht alle Themen gleichermaßen intensiv behandelt werden können. So bleibt etwa die Entwicklung und Differenzierung der Kinderpsychologie als Ideen- und Stichwortgeber der Ratgeberliteratur recht blass, was jedoch weniger der Autorin als einem unbefriedigenden Forschungsstand anzulasten ist. Es ist eine Qualität der Studie, dass sie zudem auch weitergehende Fragen aufwirft. Dies betrifft besonders die Frage nach der gesellschaftlichen Reichweite der dargestellten Entwicklungen und der Bedeutung von Alternativmodellen, zumal die Fallzahl der Elterntagebücher gerade für die Frühzeit bis 1930 recht gering ist. Gebhardt bezeichnet das von ihr untersuchte Bildungsbürgertum zwar als „Erziehungsavantgarde“, doch bleibt es zu überprüfen, inwieweit diese These nicht in erster Linie die Selbstsicht dieser Bevölkerungsgruppe reproduziert. Dazu müsste sowohl die Resonanz der wichtigen sozialistischen Familien- und Erziehungsreformbewegungen auf die Industriearbeiterschaft untersucht werden als auch der Einfluss religiöser Erziehungskonzeptionen und der christlichen Kirchen als äußerst wichtigen Akteuren auf dem Erziehungsfeld genauer bestimmt werden. Zwar deuten einige der in den Text eingeflochtenen Fallbeispiele darauf hin, dass konfessionelle Unterschiede in den bildungsbürgerlichen Schichten keine größere Rolle in der Erziehungspraxis spielten, doch bleibt offen, ob diese Aussage

auch für andere Gesellschaftsgruppen Gültigkeit besitzt. Diese Anmerkungen sollen jedoch die Leistung der Studie nicht schmälern, die mit zahlreichen erziehungshistorischen Mythen aufräumt, in plausibler Form eine neue Periodisierung vorschlägt und damit einen bedeutenden Beitrag zur Kindheits- und Bildungsgeschichte liefert, der auch Vergleiche mit der Entwicklung in anderen Ländern anregt.

Till Kössler, Bochum

Zitierempfehlung:

Till Kössler: Rezension von: Miriam Gebhardt, Die Angst vor dem kindlichen Tyrannen. Eine Geschichte der Erziehung im 20. Jahrhundert, Deutsche Verlags-Anstalt, München 2009, in: Archiv für Sozialgeschichte (online) 52, 2012, URL: <<http://www.fes.de/cgi-bin/afs.cgi?id=81302>> [18.11.2011].